**Zeitschrift:** Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch

**Herausgeber:** [s.n.]

**Band:** - (1938)

**Artikel:** Aus sehr alten Zeiten : von den Anfängen des Christentums in Graubünden

**Autor:** Hartmann, B.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-550183

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 16.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# AUS SEHR ALTEN ZEITEN

## Von den Anfängen des Christentums in Graubünden

VON PROF. DR. B. HARTMANN

Diesmal werden wir unsere Leser weit zurückführen in die Vergangenheit; aber es wird sich lohnen, uns zu folgen, handelt es sich doch um eine Angelegenheit, die keineswegs vergangen ist. Irgendwann und irgendwo hat sich doch jeder schon Gedanken gemacht über die Anfänge des Christentums in Graubünden. Wie es war oder doch gewesen sein mochte, als man in unserem Currätien zum erstenmal ein Unservater betete, wann und wo man wohl bei uns die erste christliche Kirche errichtete und wie lange es dauerte, bis die alträtischen Opferstätten verödet dalagen und die Zaubersprüche verstummten. Die volkstümlichen Geschichtsforscher sind heute die Prähistoriker. Sie treiben Geschichte so, daß man's mit den Augen verfolgen kann. An allen möglichen Orten setzen sie den Spaten an und selten ganz vergeblich. Uralte Kultur kommt da zum Vorschein. Sie zeigt, daß unser Land schon vor der Römerzeit recht dicht besiedelt gewesen sein muß. Wo aber eine alte Siedlung sich zeigt, ist sicher auch die Spur einer Opferstätte nicht weit. Sucht man dann aber weiter, so stößt man wohl auch auf die dürftigen Überreste eines christlichen Kirchleins, wenn nicht gar die vorgeschichtliche Siedlung in nächster Nähe eines heute noch bestehenden Gotteshauses lag. Uralte Gräber tun sich auf, die einen deutlich aus heidnischer Zeit, wie Lage und Beigaben erkennen lassen, die andern aber nicht. Es ist reizvoll, diesen Dingen nachzugehen und Schlüsse zu ziehen.

Wir befinden uns im Schams. Eine kleine Strecke hinter dem Dorf Donat fand man vor kaum zehn Jahren den seltsamen Grabhügel eines Häuptlings, der tief in der Asche heidnischer Totenopfer steckte, und anderthalb Stunden weiter oben, unweit der Wergensteiner Kirche, zeigten sich einige Gräber, von denen man vermutet, daß sie in die ältesten Zeiten zurückreichen, da das Christentum bei uns einzog. Dann wandert man weiter gegen Süden, hinein in die Talenge, vorüber am Weiler Bärenburg. Da findet man hart nebeneinander alträtisches Heidentum und älteste Spuren der christlichen Lehre. Rechts, oberhalb der heutigen Straße nach der steinernen Brücke, die einst durch den Gletscher abgeschliffene Felskuppe. Die Spuren, daß sie einst eine heidnische Opferstätte war, sind deutlich eingegraben ins harte Gestein. Links unter der Straße aber liegt die kleine Ebene, an deren Rand noch heute Mauerschutt das einstige Vorhandensein eines wenig umfangreichen Bauwerkes verrät. Das Gemäuer ist längst weg und hat vermutlich vor 120 Jahren beim Bau der neuen Straße Verwendung gefunden. Aber noch haftet ein Name an dem Ort, der deutlich spricht. Sankt Stefan heißt's; wir aber wissen, daß St. Stefanskirchen zu unseren ältesten zählen. So finden wir da zwei Welten in engster Berührung. Oben die heidnischen Opfer, unten das christliche Gotteshaus, so klein und gering es gewesen sein mag.

Wie mag es gekommen sein, daß ohne Buch und ohne Zeitung die Glaubenswelt eines trotzigen Bergvolkes sich umgestaltete? Die Sache fängt an spannend zu werden. In einem einzigen Jahrzehnt vollzog sich das sicherlich nicht, auch nicht in einem Jahrhundert. Aber je langsamer und schwerer es ging, bis St. Stefan die Opfer droben auf der Felskuppe verdrängte, desto anziehender wird der Gedanke.

Ja, wenn man heute noch sagen könnte, wie und wann es war! Wir wollen's wenigstens versuchen.

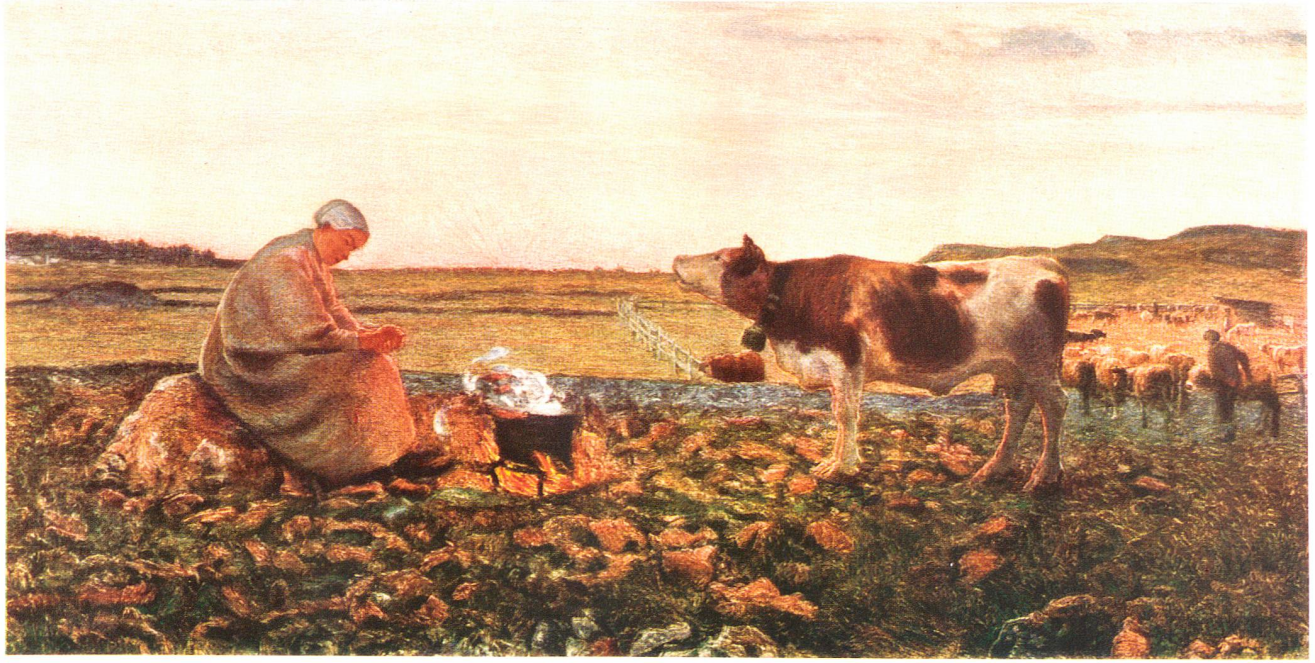
*

Nun soll der Leser ja nicht denken, wir hätten im Sinn, die Geschichten vom heiligen Luzius und seiner Schwester Emerita zu erzählen oder auch vom frommen Einsiedler Sigisbert und seinem Freund, dem tapferen Glaubenszeugen Placidus. Sie stehen in den Schulbüchern und sind dort ganz am Platz. Diese Heiligenlegenden vom Einzug des Christentums in Graubünden sind uns ehrwürdig, und wir denken nicht daran, ihnen den geschichtlichen Gehalt abzusprechen. Sie werden auch — das geben wir ohne weiteres zu — dasjenige überdauern, was wir hier erzählen, so wie das Nibelungenlied die klügsten und exaktesten Geschichtsbücher immer wieder siegreich überlebt. Aber begnügen können wir uns mit diesen Legenden doch nicht mehr. Wir möchten hindurchschauen durch den ehrwürdigen Schleier der frommen Sage und, wenn möglich, die Dinge sehen, wie sie wirklich waren. Dabei werden wir aber keineswegs eine Enttäuschung erleben, sondern die Erfahrung machen, daß die Wirklichkeit noch viel reicher ist als die Legende, auch wenn wir sie nur noch erkennen können wie ferne Berge und Schneefelder am Horizont.

*Wie und wann* das Christentum nach Graubünden kam? Man denke: Spätestens ums Jahr 60 unserer Zeitrechnung war es in Rom; das wissen wir sicher. Wenige Jahrzehnte später muß es in Mailand gewesen sein. Der Weg zu uns wäre nun nach heutigen Begriffen wahrlich nicht mehr weit gewesen, und es ist nicht zum Verwundern, daß die ungeduldige Phantasie späterer Zeiten die ersten christlichen Glaubensboten auch bei uns schon im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt auftreten ließ. So rasch ging's jedoch kaum. Da standen Hindernisse von ungeheurer Größe im Weg, die selbst der Apostel Paulus mit seiner Glaubensenergie nicht überwunden hätte. Zunächst einmal unsere *Berge*. Wohl weiß man, daß den Römern nicht leicht ein Gebirgszug zu hoch war und daß frühe schon ein Römerweg über Julier und Splügenberg führte. Aber es wäre unrichtig, sich nun über diese Pässe in jener Zeit einen regeren Verkehr zu denken. Wir werden sehen, wie erst spät, kaum vor dem 4. Jahrhundert, römische Kultur in unser Currätien eindrang. Aber auch wenn wir uns hierin ein bißchen täuschen sollten, so gab es für den Vormarsch des Christentums ein noch größeres Hindernis als die Berge. Das war die *Sprache* der Räter, die wir heute nicht einmal mehr kennen. Da gab es keine Städte, in denen Griechisch und Latein sich einnisteten und der christlichen Verkündigung den Weg bahnten wie in anderen Ländern. Currätien blieb vorläufig noch eine fast uneinnehmbare Burg des Heidentums, und von dem Tag, da in Mailand die erste Christengemeinde entstand, mochten noch gegen zwei Jahrhunderte verstreichen, bis das Unservater und die Botschaft vom Kreuz auch in unseren Gebirgstälern einzogen. Aber was lange währt, wird endlich gut. Schon hier sei es gesagt: Als unser Rätien dann endlich so weit war, d. h. wohl erst im Laufe des 4. Jahrhunderts, da hat es die christliche Lehre mit großer Zähigkeit festgehalten durch alle Stürme der Völkerwanderung hindurch. Jetzt war es zur Burg des Christentums geworden.

Aber nun haben wir eigentlich noch gar nicht davon geredet, *wie* das Christentum nach Graubünden kam, und fast möchten wir es bereuen, daß wir etwas voreilig auf die schönen Geschichten von Luzius und Emerita verzichteten. Wir bleiben aber doch dabei und versuchen es, das Rätsel auf eigene Faust zu lösen.

Für das Vorhandensein einer bedeutenden christlichen Gemeinde in unserem Rätien gibt es ein geschichtliches Datum, an dem auch der hartnäckigste Zweifler nicht rütteln kann. Das ist das Jahr 451. Da fand eine christliche Synode in Mailand statt, die auch vom Churer Bischof Asinio besucht werden sollte. Er erschien zwar nicht, ließ sich aber durch einen Amtsbruder vertreten. Dieser Asinio ist der erste Bischof von Chur, dessen Namen wir kennen; schwerlich aber war er überhaupt der erste. Auch recht vorsichtige Forscher nehmen an, daß das Bistum Chur schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts gegründet worden war, möglicherweise auf Veranlassung des Kirchenvaters Ambrosius von Mailand. Es fehlt aber auch sonst nicht an Beweisen einer engen Verbindung Currätiens mit dem christlichen Mailand. Dazu kam vor 15 bis 20 Jahren eine Überraschung. Als man damals die *Churer Domkirche* einer gründlichen Renovation unterzog, fand man die Grundmauern zweier älterer Bischofskirchen. Die eine war aus anderen Überresten längst bekannt. Das ist der Bau des Bischofs Tello aus der Zeit Karls des Großen, der nach 1150 der neuen, heute noch bestehenden Kathedrale weichen mußte. Die andere aber konnte nichts sein als der älteste Bau an dieser Stelle aus den ersten Zeiten des Bistums. Darauf hin wies die Bauart. Das Baudatum kennen wir nicht; nur soviel weiß man, daß die Kirche



Giovanni Segantini

# Trübe Stunde

VIERFARBENDRUCK VON BISCHOFBERGER & CO., CHUR

nicht erstellt wurde, solange der Hoffelsen eine römische Festung trug, ein Kastell. Dieses aber wurde in den ersten Jahren des 5. Jahrhunderts aufgegeben. So mag es denn ums Jahr 420 herum gewesen sein, als man diese älteste, sicher bezeugte Bündnerkirche ins Römerkastell hineinstellte. Die Besatzung war abgezogen; denn mit der Römerherrschaft nördlich unserer Alpen ging's zu Ende, glücklicherweise aber nicht mit der Aufgabe des Christentums in unserem Rätien. Ja, diese sollte sich erst recht steigern und entfalten zur Rettung und Sicherung des Landes im ungeheuren Sturm der Völkerwanderung.

Nun aber geht es wie schon oft: die Steine reden, wo kein Buch etwas erzählt und keine pergamentene Urkunde. Da also, am Ort der heutigen Kathedrale, stand schon jene allererste Bischofskirche in den ersten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts, eine stattliche Basilika, wie man diese Bauten nennt, nach römischem Muster mit halbrundem Chorabschluß gegen Osten. So wurde damals gebaut, als Chur seine römische Besatzung verlor und, wie man heute sagen würde, sich wirtschaftlich neu orientieren mußte. Das war aber nicht eine bescheidene Missionskirche, sondern sichtlich schon der Mittelpunkt eines größeren Gebietes, das teilweise für das Christentum gewonnen war. Mit einem Schlag, so möchte man sagen, war unser Currätien ein für das Christentum erschlossenes Land, und das zu einer Zeit, da die Völkerwanderung von Norden heranbrauste und die wilden Alemannen die Römerstädte der Nord- und Westschweiz in Trümmer legten. Was mag da vorgegangen sein in unserem Bergland?

Ja, wenn man das wüßte! Mit einem Schlag ist's gewißlich nicht geschehen, aber es müssen doch wohl Dinge eingetreten sein von ganz besonderer Wichtigkeit und Kraft. Die Gelehrten äußern sich vorsichtig darüber, und auch wir wollen unserer Phantasie nicht zu sehr die Zügel schießen lassen. Was wir aber sagen, ist nicht aus der Luft gegriffen. Wie kam's, daß wir ums Jahr 400 herum den ersten Bischof erhielten und seinen Dom, das heißt 300 Jahre erst, nachdem die ersten Boten des Christentums in Mailand eingezogen waren?

Viel war geschehen, ganz ohne Zweifel, denn mit einem Schlage wird, wie gesagt, kein Land christlich, am wenigsten ein Bergland. Man würde gar zu gerne von christlichen Missionaren berichten, die das Land durchzogen, und es ist kaum daran zu zweifeln, daß es solche gab. Von Mailand her oder aus anderen Städten der Poebene mögen sie gekommen sein; doch ist es auch keineswegs ausgeschlossen, daß sie vom Großen St. Bernhard her aus dem Wallis herüberwanderten. Ihre Namen sind vergessen, wenn nicht vielleicht der St. Luzius' von Chur und der St. Gaudentius' im Bergell zu ihnen gehörten. Wir nehmen's recht gerne an, wollen aber nicht vergessen, daß in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt jeder rechte Christ zum Missionar wurde, die Frauen vielleicht noch mehr als die Männer. Chur hatte sein römisches Standlager, wie jedermann weiß. War es auch nicht groß, so zog es doch stets eine Zahl von *Händlern* und *Handwerkern* herbei. Darunter mochten früh schon Christen gewesen sein. Das gleiche mag gelten vom Römerkastell Murus im Bergell (Castelmur) und von noch kleineren römischen Militärposten, wie in Tiefenkastel, im Schams (Lapidaria), vielleicht auch im Bündner Oberland. Sie mögen schon ziemlich früh ganz unvermerkt zu bescheidenen Herdstellen des Christentums geworden sein.

Haben wir hier die Händler und Handwerker genannt, die den römischen Heeren nachzogen, so müßten wir nun aufs *Militär* selbst zu sprechen kommen. Man weiß, daß in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts auch in manchen römischen Legionen das Christentum um sich griff und selbst unter Offizieren Bekenner fand. Die Erzählung vom römischen Kriegsobersten Mauritius, der ums Jahr 300 in Agaunum (St-Maurice, Wallis) mit einem Teil seiner Mannschaft den Martertod erlitt, hat doch wohl einen geschichtlichen Kern, und gelegentlich hat man vermutet, auch unser St. Luzius von Chur möchte in Wirklichkeit ein römischer Offizier zur Zeit des Kaisers Diokletian gewesen sein. Doch muß man sagen, daß auch eine ziemlich zahlreiche Schar von Christen unter den römischen Besatzungstruppen nicht genügen konnte, um das Bergvolk der Räter zum Christentum zu bekehren.

Aber die Möglichkeiten sind damit keineswegs erschöpft. Vom Wichtigeren haben wir erst zu reden. Da war zunächst einmal ein Broterwerb der rätischen Bevölkerung, der fast so lange andauerte wie das römische Weltreich. Das war der *Waffendienst im römischen Heer*. Seit den Tagen des Augustus ließ sich ein nicht geringer Teil der rätischen Jungmannschaft dafür anwerben. Wir haben die gleiche Erscheinung in unserem Bergland wie später wieder: man sucht sein Brot als Soldat und wird dabei unversehens durch die halbe Welt geschoben. Die Räter im römischen Heer gal-

ten etwas, und wenn man sich später etwa erzählte, der römische Hauptmann unter dem Kreuz Christi sei ein Räter gewesen, so griff man nicht einfach ins Dunkle. Sicher ist, daß die Räter im römischen Heer gar manches nach Hause brachten, was für die Kultur ihrer Heimat wichtig wurde. Dazu gehörte die lateinische Sprache, die sie in langjährigem Dienste wenigstens in ihrer volkstümlichen Form teilweise oder ganz erlernten, aber sicherlich, zumal seit dem 3. Jahrhundert, nicht nur vereinzelt auch das Christentum.

Im weiteren aber weiß man, daß römische *Veteranen,* das heißt ausgediente Soldaten, an Stelle einer Pension vom Staat Ländereien zugewiesen erhielten. Dies geschah mit Vorliebe in Landstrichen, die zur Sicherung des Verkehrs und der Grenzen wichtig waren. Es gab Kaiser, die in der Anlage solcher Veteranensiedlungen mit großer Umsicht vorgingen. Die rätischen Pässe aber waren wichtig genug, um einbezogen zu werden in diese Siedlungspolitik. Wir wissen auch darüber nichts Sicheres, aber die alte Überlieferung, daß die Heinzenberger Dörfer Präz, Sarn, Flerden, Urmein sowie die oberen Dörfer des Schamserberges so entstanden sein möchten, ist keineswegs ohne Sinn. Wenn in Scharans, Tomils, Tamins, Jenins römische Streufunde gemacht werden, so ist der Gedanke an Veteranensiedlungen ebensowenig abzuweisen. Daß aber unter diesen Leuten, besonders seit der Zeit Kaiser Konstantins, auch Christen waren, darf als sicher gelten.

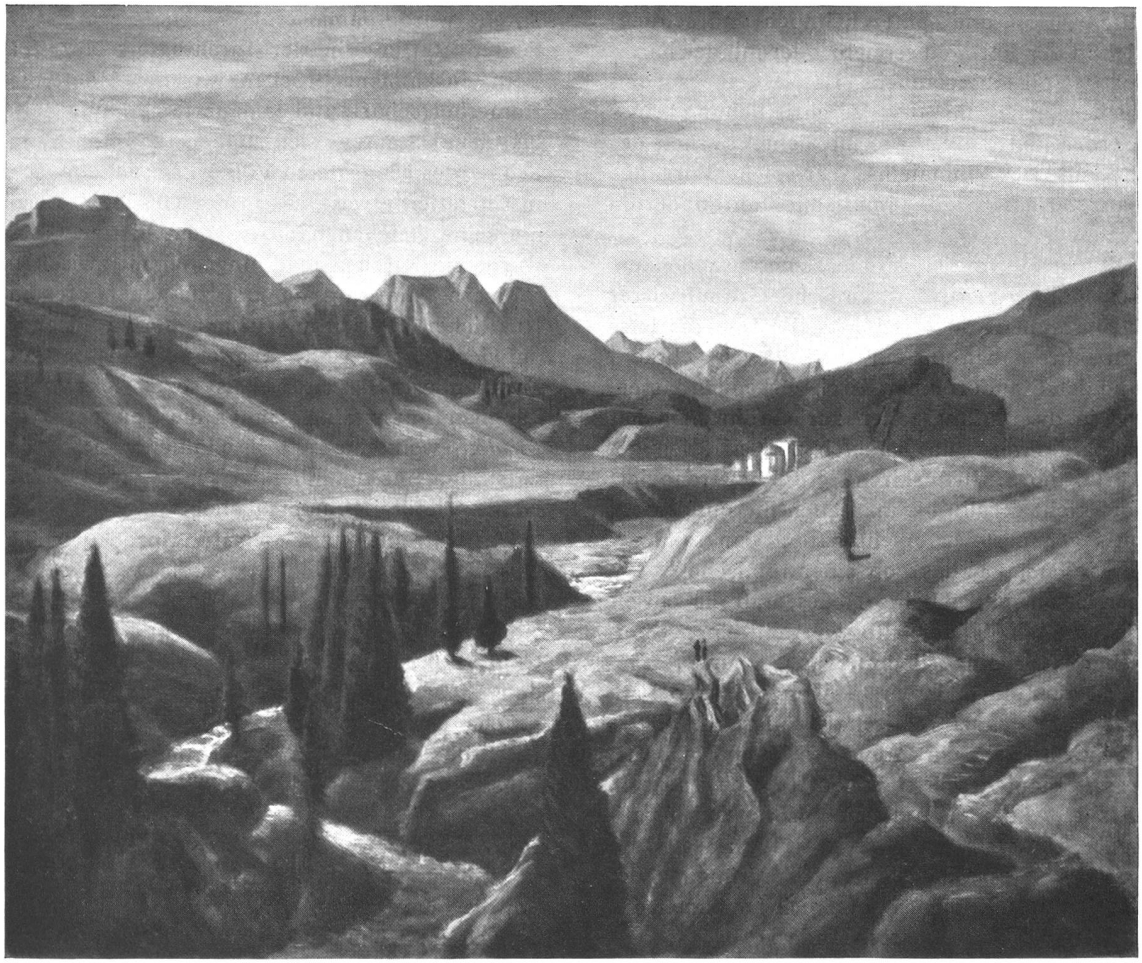
Endlich kommt ein Letztes, vielleicht Wichtigstes zur Erklärung der Zuwendung Currätiens zum Christentum im 4. und 5. Jahrhundert. Das waren Ereignisse folgenschwerster Art, die sich in der Nord- und Westschweiz zutrugen. Bereits ist an anderer Stelle darauf angespielt worden.

Der Druck der Alemannen auf die römische Rheingrenze hatte sich stets gesteigert. Mochte auch der endgültige Einbruch dieses Germanenstammes erst zu Beginn des 5. Jahrhunderts erfolgen, so war doch die Unsicherheit der großen römischen Ansiedlungen in der Nord- und Westschweiz schon Jahrzehnte vorher groß geworden. Jedenfalls schon im 4. Jahrhundert begann eine *Abwanderung* nach verschiedenen Richtungen. Nicht wenige aber zogen ostwärts hinter die natürlichen Festungsmauern Currätiens, die am Walensee einsetzten. Man weiß wenig Bestimmtes mehr über diesen Vorgang, aber das Wenige genügt. Es ist nämlich nichts Geringeres als das Überhandnehmen der lateinischen Sprache in unserem Land. Das ist das Latein, das sich in der Folgezeit zum romanischen Idiom entwickelte und die rätische Volkssprache gänzlich verdrängte. Was aber mit diesem Prozeß Hand in Hand gegangen sein muß, ist der schrittweise Sieg des Christentums über die rätische Volksreligion.

Currätien muß im Zeitraum zwischen 350 und 550 eine unerhörte Wandlung durchgemacht haben, die wir leider nur noch nachtasten können. Was sich heute noch deutlich erkennen läßt, ist neben dem Einzug der romanischen resp. lateinischen Sprache das wachsende Ansehen des Churer Bischofs. Den Ausschlag zu dieser Wendung hatte aber wohl in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts die beginnende *Einwanderung römischer Flüchtlinge* aus der Nordschweiz und der oberen Donaugegend gebracht. Diese Leute kamen aus Gebieten, in denen das Christentum schon seit geraumer Zeit Fuß gefaßt hatte, und sie waren dazu bestimmt, die Kultur unseres Gebirgslandes aufs tiefste zu beeinflussen. Wohl errichteten sie keine großartigen Bauten mehr. Jetzt handelte es sich nicht mehr darum, die Macht des römischen Staates mit Bauwerken zu preisen. Was man aber mitbrachte und hinter den natürlichen Festungsmauern Currätiens siegreich vertrat, das waren Dinge, welche alle Bauten überdauerten: die *römische Sprache* und die *christliche Lehre.*

Nun aber fangen wir an zu verstehen, daß ausgerechnet gegen Ende des 4. Jahrhunderts Ambrosius von Mailand — wie wir annahmen —, der größte abendländische Kirchenmann seiner Zeit, auf den Gedanken kam, in Chur ein Bistum zu errichten. Er hatte erkannt, daß das jenseits von Splügen und Julier-Septimer liegende Stück seines Einflußgebietes von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewann und zwar besonders als Zufluchtsstätte der vor den germanischen Horden zurückweichenden römischen Bürger und Untertanen. Ihre Seelen mochten dem Churer Bischof anbefohlen sein. Das bezeugt schließlich auch die älteste lateinische Steininschrift unseres Landes, deren Wortlaut auf uns gekommen ist. Es ist die Grabinschrift des Churer Bischofs Valentinian, dessen Regierung allerdings erst ins 6. Jahrhundert fällt. Sie rühmt ihm seine große Mildtätigkeit nach und seine Hilfsbereitschaft gegen «entblößte Scharen und Gefangene». Das Bistum Chur war eine Burg, eine Zufluchtsstätte geworden in dem Jahrhunderte andauernden Gewoge der Völkerwanderung.

Für das wachsende Ansehen des Churer Bischofs haben wir übrigens noch einen Beweis,



Victor Surbeck: *San Bernardino*

der vor nahezu hundert Jahren aus dem Boden gegraben, dann aber lange unrichtig gedeutet worden war, bis Dr. E. Poeschel wieder seinen wahren Sinn erkannte. Es ist ein stattliches Stück eines spätrömischen Mosaikbodens (heute im Rätischen Museum). Beim Bau des Kantonsschulgebäudes wurde es gefunden, also unfern der bischöflichen Kathedrale. Dann meinte man jahrzehntelang, es rühre von einer römischen Villa her. Heute weiß man, daß es einer Kirche angehörte, die dort oben stand und dem St. Stefanus geweiht war. Der kunstvolle Steinboden zierte die Stelle, wo der Bischof mit den Presbytern — heute würde man sagen den Domherren — dem Gottesdienst beiwohnte. Damit ist der Beweis erbracht, daß schon früh — etwa ums Jahr 500 — neben dem Dom noch eine zweite Kirche ins weite Land hinausschaute und jedermann das Ansehen des christlichen Oberhauptes zum Bewußtsein brachte. Ob damals schon auch die uralte, kleine Sankt Peterskirche in *Ems* stand und mit den Gotteshäusern auf dem Hof Zwiesprache hielt, ist unsicher, aber nicht von vornherein abzuweisen. Jedenfalls weist sie zurück in älteste Zeiten und erscheint uns als Urtyp der rätischen Landkirche. Der Volksmund aber weiß heute noch zu berichten, daß es seine besondere Bewandtnis habe mit der Lage von St. Peter in Ems in der Blicklinie des Churer Domes.

Eine Zwischenfrage können wir nun allerdings nicht unterdrücken. Wenn's hauptsächlich römische Bürger waren, die in Currätien der römischen Sprache und dem Christentum zum Siege verhalfen, wie stand es dann um alle die Leute, die der alträtischen Volkssprache nicht entraten konnten? Es mögen doch ihrer recht viele gewesen sein. Da sind wir überfragt, und vielleicht ist's besser, daß wir nicht darauf antworten können. Vermutlich waren es diese Leute — sie mochten in Trimmis wohnen oder im Schams oder im Unterengadin —, die das alte rätische Heidentum noch einige hundert Jahre länger pflegten,

offen zuerst und später heimlich und schließlich in der Form eines mehr oder minder harmlosen Volksaberglaubens. Es ist keine so einfache Sache mit der Verchristlichung eines Landes und Volkes wie mit dem Erlernen des Abc und des Einmaleins. Wer solche Vorgänge ganz erfassen will, muß mit Jahrhunderten rechnen.

Recht reizvoll ist es indes, sich auszudenken, in welcher Weise der römische Grundbesitzer in unserem Land Mission trieb. Erst die letzten Jahre haben uns ein Stück Beweis gebracht und den Standort einer Kirche erkennen lassen, die in die Anfangszeiten zurückführt. Da hat man in *Flums,* das ja auch zu Currätien gehörte, die St. Justuskirche gründlich renoviert und nicht geruht, bis man auch ihr Fundament aufs genaueste erforscht hatte. Man fand uraltes Gemäuer, das von einer römischen Villa herrühren muß. Nichts Neues, daß ein christliches Bethaus der ältesten Zeit einer römischen Villa eingegliedert war, für unsere Gegend aber doch der erste nachgewiesene Fall. Hier mochte der römische Großgrundbesitzer, der nachweisbar in Flums den Haupthof hatte, das Bethaus errichtet haben für sich und sein Gesinde. So mußte die in unserer demokratischen Zeit wenig beliebte Institution des Großgrundbesitzes mitwirken zur Verdrängung des Heidentums. Gleiches ließe sich annehmen für recht viele Orte unseres Landes.

Klein waren diese Bethäuser allerdings, mochten sie nun aus einer römischen Villa herausgewachsen sein oder anderen Verhältnissen ihre Entstehung verdanken. Das ist wohl der Grund, daß die allermeisten im Laufe der Zeit größeren Bauten weichen mußten oder auch ganz aufgegeben wurden. Wer aber darnach brennt, zu wissen, wie die älteste, noch deutlich erkennbare, gemauerte rätische Kirche aussah, den verweisen wir nochmals auf Sankt Peter in *Ems* und sodann auf St. Martin bei *Cazis.* Hier wird er sich allerdings den Turm wegdenken müssen. Kirchtürme sind in unserem Lande erst Jahrhunderte später aufgekommen, und selbst die bischöflichen Kathedralen, von denen wir sprachen, entbehrten sie. Ob man bei uns auch Gotteshäuser aus Holz erstellte, das ist bis heute eine offene Frage geblieben. Ganz unwahrscheinlich ist's indessen nicht.

*

Wir kehren zum Schluß nochmals zum Bischof von Chur zurück. Sie hatten, wie wir sahen, nicht lange um ihr Ansehen zu kämpfen, diese hohen Würdenträger, denn die christliche Kirche wurde damals für manche Gegend zur letzten Rettung in der furchtbaren Not der Zeit. Zusammengebrochen war der Staat, die Römerherrschaft, und es dauerte geraume Zeit, bis neue Staaten sich bilden konnten zum Schutz des geängsteten Volkes. Da vollzog sich in Currätien etwas, was in der Geschichte wenig seinesgleichen hat. Aus dem Bistum Chur wurde ein Kirchenstaat, eingeklemmt zwischen Ländern, die langsam erst zu neuen, festen staatlichen Einrichtungen kamen. Der Bischof auf dem Hof in Chur regierte sein Bistum gut zweihundert Jahre lang als sozusagen unabhängiger Fürst. Man nennt's die Zeit der *Victoriden,* weil eine Art bischöflicher Dynastie entstand, eine Familienherrschaft, in der der Name Victor besonders beliebt war.

Das war eine starke Belastungsprobe für das geistliche Amt und damit für die weitere Entwicklung des Christentums in Currätien. Sie sind nicht alle heilige Männer gewesen, die Churer Bischöfe aus der Familie der Victoriden. Einer von ihnen hat sich sogar die Blöße gegeben, mit brutaler Gewalt einzuschreiten, wie droben in Disentis ein frommer fränkischer Einsiedler namens Sigisbert ihm seinen Einfluß streitig zu machen schien. Den Einsiedler selbst ließ er zwar unbehelligt, aber seinem Freund, dem reichen Placidus, ließ er den Kopf vor die Füße legen. Aber es zeugt immerhin für die geistige Höhe der Victoridenfamilie, daß sie nicht ruhte, bis dieser Frevel eines Ahnherrn durch eine glänzende Schenkung an die Kirche gesühnt war. Auch sonst scheint es in dieser Victoridenzeit gelegentlich gar nicht nach der Bergpredigt zugegangen zu sein. Aber das wischt die großen Verdienste dieses currätischen Kirchenstaates nicht aus. Man war nicht nur die feste Burg am tobenden Meer der Völkerverschiebungen jener Tage, sondern auch ein geistiger Mittelpunkt und Ausgangspunkt, ein Kulturzentrum in unseren Bergen, wie Rätien es später nie mehr wurde. Auf dem Hof in Chur unterhielt der Bischof eine Priesterschule, die einzige weit und breit in jenen Zeiten, und hier wurde gearbeitet, studiert, Bücher wurden abgeschrieben, Bibelteile, Predigten der Kirchenväter. Der erste Abt des Klosters St. Gallen — Othmar hieß er — entstammte dieser Schule. Man bemühte sich um Klostergründungen, deren Bedeutung für die Vertiefung des Volkschristentums in den Anfangszeiten nicht überschätzt werden kann. So ist St. Luzi entstanden, so Cazis und Mistail bei Tiefenkastel. Kirchen wurden gebaut in weit größerer Zahl, als wir heute denken, und schließlich ist's der

letzte Victoride, der Bischof Tello, gewesen, der den alten Dom zu Chur niederlegte und durch einen neuen, selbstverständlich reicher ausgestatteten, ersetzte.

Es ist schwer, nach den dürftigen vorhandenen Quellen sich ein deutliches Bild der Victoridenzeit zu zeichnen, die am Ende des 8. Jahrhunderts, zur Zeit Karls des Großen, zu Ende ging. Aber je mehr die neuere Forschung sich wieder diesem Zeitraum der Geschichte Graubündens zuwendet, desto günstiger wird das Urteil. Es war ein gefährlich Ding, diese Vereinigung von geistlicher und weltlicher Macht in den gleichen Händen, aber es brachte unserem Land eine Blütezeit, die später lange nicht wiederkehrte. Gewiß war manches in der Verchristlichung unseres Bergvolkes noch sehr unausgeglichen geblieben, und den großen rätischen Klostergründungen des 8. Jahrhunderts, Pfäfers, Disentis, Münster, blieb noch Arbeit genug. Aber an dem furchtbaren, wilden Geschehen der Völkerwanderungszeit gemessen, steht dieses christliche Currätien der Victoridenzeit doch da wie ein freundliches Wunder.

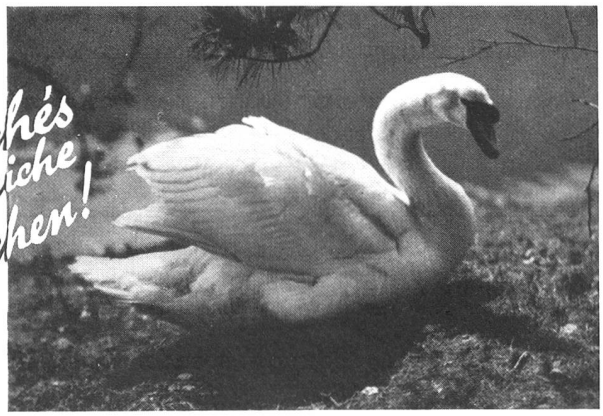
*

Zum Schluß noch ein Wort des Dankes an den geduldigen Leser, der uns bis hieher gefolgt ist. Es mag ihm anfänglich gegraut haben vor dem Dunkel entferntester Vergangenheit, in das wir ihn diesmal hineinführten. Aber er wird uns zugeben, daß keine Vergangenheit zu weit entfernt ist von der Gegenwart, um nicht zum Trost zu werden. Man vernimmt heute allerlei Dinge für und gegen das Christentum, und ab und zu einmal könnte einem bange werden. Dem Kenner der Geschichte wird nicht so leicht bange. Er weiß, daß es in der Welt zuweilen schlimmer aussah als heute.

**TRABER & CIE., CHUR**

Gas- und Wasserinstallationen . Sämtliche Spenglerarbeiten
Kohlensparanlagen Oekonom . Badeeinrichtungen

TELEPHON 8.97



Ihre Inserate fallen besser auf und dabei können Sie Textraum sparen, wenn Sie eine gute Illustration haben.

**Kunstanstalt Aberegg-Steiner & Cie. AG., Bern**

Fliederweg 10, Telephon 24.741

**Geschäftsstelle Zürich, Kochstrasse 3,** Telephon 53.567